**Zeitschrift:** Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

**Band:** 13 (1919)

Heft: 7

Artikel: Solidarität

Autor: Monastier, Hélène

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-134503

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

## **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

## Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 01.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schen dem Dienen und der Freiheit hergestellt wird. Beide gehören durchaus zusammen. Das Dienen im Sinne Christisfließt aus der Freiheit und frei ist nur, wer dienen kann. Das Dienen ist königlicher Art und die Freiheit ist Freiheit von sich selbst in Gott, Freiheit für die Brüder. Freiheit und Liebe sind Eins. Nur die größte Befreiung konnte das Dienen zum Größten machen.

Das gilt auch von der Frauenbewegung. Nur die ihrer könig= lichen Schöpfungsherrlichkeit zurückgegebene Frau kann die rechte "Gehilfin" sein. Darum muß die Frau frei werden, auch politisch, sozial, rechtlich, auf jede Weise. Man öffne ihr überall die Bahn, auf daß sich zeige, was sie kann und was sich für sie eignet. Vielleicht mag sie mit ihrem Besten in viele heutigen Lebensformen, besonders die politischen, nicht gut passen, dann mögen diese sich ändern. Und sie werden sich ändern! Gerade der Advent des Weibes wird sie ändern: er ist zu sehr schon ein Symptom einer Wende der Zeiten und Dinge. Aber wir wünschen als Ziel dieser Entwicklung und glauben fest, im Sinne des Heils der Welt, daß aus der freien Frau, aus der wieder königlich gewordenen Frau das Dienen in alter und neuer Herrlichkeit aufblühen werde. Sie wird auch nur dann frei, das heißt: sie selbst, und nicht Nachahmerin und also Sklavin des Mannes sein.

Und eins sei freilich noch einmal betont: damit Mann und Weib frei sein können und das Joch nicht mehr nötig haben, da= mit sie Freiheit und Dienst vereinigen können, mussen sie beide erlöst sein, erlöst durch Christus. Q. Magaz.

## Solidarität.1)

ie haben mich, verehrte Frauen, gebeten, mit Ihnen über Soli= darität zu reden. Obschon ich mir meiner Unzulänglichkeit für die Behandlung eines so großen und ernsten Themas bewußt bin, habe ich mit Freuden zugesagt. Ich war wie einer, der eine zu große Last trägt und dem unvermutet angeboten wird, man wolle ihm die Last tragen helsen. Ich komme zu Ihnen, um mit Ihnen Dinge zu erörtern, die mir seit langem Herz und Gewissen bedrücken. Vielleicht finden wir miteinander Lösungen für die Probleme, die uns umtreiben.

<sup>1)</sup> Vortrag, gehalten im April 1917 an einer Vereinigung junger Frauen

aus den gebildeten bürgerlichen Kreisen der Westschweiz.
Wir machen unsere Leser darauf ausmerksam, daß die angeführten Löhne für 1916 und 1917 gelten. Jedermann weiß, daß sie seither beträchtlich gestiegen sind. Aber da die Kosten für den Lebensunterhalt noch mehr gestiegen sind, bleibt die Lage für die Lohnarbeiter, von denen die Rede ift, offenbar diefelbe.

Das Wort "Solidarität" erschien mir immer unendlich schön, aber geheimnisvoll und furchtbar. Was bedeuten nicht die tausend Bande, die uns mit unsern Vorfahren, unsern Mitbürgern, unsern Freunden, unserer Familie, unsern Kindern verknüpfen? Solidarität ist überall vorhanden, und wenn wir sie nicht immer sehen, so liegt es eben an der Beschränktheit unseres Blickes, an dem Mangel unserer Phantasie.

Von der Solidarität im Allgemeinen mit Ihnen zu reden, iste heute nicht mein Zweck. Das Gebiet wäre viel zu weit. Ich werde nur diejenigen Bande ins Auge fassen, die uns mit den andern Frauen verknüpsen, mit jenen weniger bevorzugten Frauen, welche arbeiten müssen, um zu leben, welche kämpsen und leiden, an welchen wir so oft vorübergehen ohne sie zu kennen, gleichgiltig, uneingedenk dessen,

was sie mit uns verbindet.

Zahllos sind diese Frauen, ich muß mich beschränken. Es wäre ein Leichtes sür mich, Ihr Interesse zu wecken sür die Frauen der Industrie-Zentren, sür die Frauen Londons, Irlands, oder sür jene kleinen Hindustrauen, die ein so erniedrigendes Dasein sühren. So weit werde ich nicht gehen. Ich werde mich an diejenigen halten, die uns am nächsten stehen, an Frauen, die ich kenne, an Tatsachen, die ich kontrollieren kann. Sind es doch gewiß die Frauen unseres eigenen Landes, mit welchen wir ganz besonders enge solidarisch ver-

bunden sind.

Zahlreich sind die Berührungspunkte zwischen ihnen und uns. Sie sind unsere Mitbürgerinnen, sie wandeln mit uns durch dieselben Straßen, wir treffen sie in denselben Geschäften, wir sitzen mit ihnen im selben Tram, in derselben Kirche. Sie sind unsere Mägde, unsere Wäscherinnen, unsere Näherinnen. Sie bedienen uns bei "Bonnard" und in andern öffentlichen Lokalen. Ohne daß wir es wußten, haben sie unsere Hite garniert, unsere Strümpse gestrickt, unsere Kleider verfertigt. Sie machen unser Leben behaglicher und bequemer. Wir hängen in weitem Maße von ihnen ab, wie auch sie von uns ab-hängig sind. Sie sind im wahrsten Sinne des Wortes unsere Räch sich sie n.

Sie sind unsere Zeitgenossinnen. Sie haben wie wir 1914 die bangen Stunden der Mobilisation durchlebt. Auch sie haben für ihre Männer, ihre Brüder, ihre Söhne, ihren Herd gezittert. Auch sie sind erschüttert worden von den Schrecknissen des Krieges, von der Not der Evakuierten. Wie wir, und noch weit mehr als wir, leiden sie unter der materiellen Not des Krieges. Sie teilen unsere Sorgen um Kohlen, Brot, Kartosseln. Für sie aber sind diese Sorgen noch

weit schwerer als für uns.

Sie sind eben Frauen wie wir. Sie haben dieselben Kräfte und Schwächen und, im Großen und Ganzen, dieselben Interessen wie wir: Liebe, Heirat, Kinder, Haushaltung. Ihre Natur ist impulsiv wie die unsrige, und wie wir lassen sie sich durch Gefühle eher leiten als durch logische Deduktionen. Es wird ihnen ebensoschwer wie uns, die Dinge von ihrer großen Seite zu betrachten. Gleich uns kannten sie die fröhlich sorglose Jugendzeit mit ihren Freuden, ihrer Freundschaften, ihrer Liebe. Gleich uns kennen sie Leid, Krankheit, Enttäuschungen, Trauer. Auch sür sie rückt das Alter heran, das Verblühen, der Zerfall. Auch an sie wird der Tod herantreten, sie unter die kalte Erde zu betten. Sie sind unsere Schwestern im Leben und im Tode.

Sie sind unsere Schwestern und doch, wie abgrundtief die Kluft, die uns von ihnen trennt. Sie gehen neben uns her und wir kennen sie nicht. Und was uns von ihnen trennt, das sind weniger die tatsächlichen Verschiedenheiten, als das Leben selbst, die Verhältnisse, das Milieu, die Tradition, die Vorurteile. Aber diese Schranken sind hoch und erschweren das gegenseitige Sich-Kennen und Verstehen.

Ich möchte Sie einladen, über alle Schranken hinweg das Leben dieser unbekannten Schwestern sich näher anzusehen. Erwarten Sie keine sensationellen Enthüllungen von mir. Nur ganz einsache Tatsachen denke ich Ihnen vorzusegen, Tatsachen, die, ihrer Häussigkeit wegen, beinahe banal erscheinen. Auch einige Zahlen werden vielleicht dazu beitragen, Ihnen zu zeigen, wie schwierig das Leben sich oft gestaltet

für unzählige Frauen, die täglich an Ihnen vorübergehen.

Die ersten, für welche ich versuchen möchte, Sie zu interessieren, sind durch keine tatsächlichen Schranken von uns getrennt. Sie haben denselben Unterricht, dieselbe Erziehung genossen wie wir. Sie liegen mir ganz besonders am Herzen, denn, gleich mir, haben sie sich dem Lehrerinnenberuf gewidmet, für sie aber ist das Leben, das aus mir eine Bevorzugte gemacht, grausam und hart gewesen. Ich rede von jener Schar von Privatlehrerinnen, von Erzieherinnen und Gouvernannten, welchen es nicht gelungen ist, eine gesicherte, wenn auch bescheidene Existenz an einer Staatsschule oder sonstigen öffentlichen Anstalt zu finden und welche gezwungen sind, durch Privatunterricht ein kümmerliches und ungewisses Brot zu verdienen. Schon vor dem Kriege war ihre Stellung höchst unsicher. Sie gingen dem Alter entgegen, ohne daß es ihnen gelungen wäre, sich genug zu ersparen; allein, schutslos, familienlos lebten sie kümmerlich dahin, immer noch darauf angewiesen, nach einigen Schülern zu suchen. Sie hatten sich doch ihr ganzes Leben hindurch redlich abgemüht und keineswegs verschwenderisch gehaust. Privatstunden aber werden nicht gut be-Bei uns, wo es Privatlehrerinnen im Ueberfluß gibt, ist das Angebot weit höher als die Nachfrage, und dies drückt auf die Preise und führt zu schmählicher Ausbeutung der bedrängten Lehrerinnen. Wieviele unter ihnen müssen sich mit monatlich 60 Franken für täglich drei Unterrichtsstunden begnügen! Und dieselben Damen welche, ohne mit der Wimper zu zucken, einem Modeprofessor mit hochtonendem Namen für den Gesangsuntericht ihrer Tochter 20 Franken bezahlen, betrachten es als unerhörte Anmaßung, wenn eine Sprachlehrerin 2.50 für die Stunde verlangt. Kann man es doch von andern so viel billiger haben! Ich kenne eine ältere, feingebildete, sehr tüchtige Lehrerin, die, aus Angst ihre Schüler zu verlieren, sich bescheiden mit IFr. für die Stunde begnügt. Dabei ist sie stets zu "Arrangements" bereit, welche den Preis für die Stunde auf 70, ja 60 Centimes herabdrücken. Nur ganz ausnahmsweise gelingt es ihr, mit diesem Hungerlohn, täglich 6 bis 7 Franken zu verdienen. Sie hat Wochen, ja Monate beinahe völliger Arbeitslosigkeit durchlebt, denn nichts ist größeren Schwankungen unterworsen, als der Privatunterricht. Diese Frau hat mit unglaublicher Tapferkeit jene Zeit bitterer Not überstanden; wie Vielen aber sehlt es zum Durchhalten an der nötigen Kraft und Energie, sie verfallen in Mutlosigkeit und gehen schließlich in Not und Vereinsamung zugrunde.

Seit dem Kriege hat sich die Lage der Privatlehrerinnen noch bedeutend verschlimmert. Feder sucht zu sparen wo er kann und die Nachfrage nach Unterrichtsstunden hat bedeutend nachgelassen. Dazu werden den Lehrerinnen noch Kriegspreise zugemutet. Ich stehe nicht an zu erklären, daß diese Kategorie von Intellektuellen zu denjenigen gehört, die am meisten unter dem Krieg gelitten haben. Sie sind von der Notstandsunterstüßung der sonstigen Minderbemittelten ausgeschlossen. Ihr Würde erlaubt ihnen nicht, von der öffentlichen Wohlstätigkeit zu leben. Es gibt Frauen aus ehrbaren Familien, welche durch Unterernährung geschwächt, schließlich Fehltritte begehen . . . Rückständiger Hauszins, beschlagnahmtes Mobiliar, durch Not und Entbehrungen verursachte seelische Depressionen, beständiges Bangen vor den Schwierigkeiten des kommenden Tages — wenn man sich dies alles so recht zu vergegenwärtigen sucht, kann es einem wahr-

haft den Schlaf rauben.

Eine Anzahl großmütiger Menschen sind von diesen traurigen Zuständen tief erschüttert worden. Sie haben nach Mitteln gesucht, auf zarteste Weise den beschäftigungslosen Intellektuellen zu Hilfe zu kommen. In Lausanne z. B. gibt es die "Entr' aide considentielle" und die "Société de secours mutuels de l'Enseignement libre", welche sich damit abgeben, den Lehrerinnen Schüler zu verschaffen. Zu diesem Zwecke werden Zeitungsannoncen zu niedrigem Preise, ja sogar kostenlos veröffentlicht. Es melden sich Schüler, die kein hohes Honorar bezahlen können. Und trozdem wird den Lehrerinnen das normale Honorar ausgezahlt, die Gesellschaft begleicht die Differenz. Auf diese Weise haben in den letzten 26 Monaten 26 Lehrerinnen 2412 anständig honorierte Stunden geben können.

Um die hierzu nötigen Mittel zu beschaffen, wurde von den Organisatoren dieser Gesellschaften die Oeffentlichkeit angerusen. Das Geld floß herbei und es konnte vielen Frauen geholsen werden. Jedes=mal, wenn ich die Subskriptionslisten durchgehe und neben den bescheidenen Gaben ganz einfacher Menschen bedeutende Summen von reichen Spendern finde, freue ich mich, so viel guten Willen, so schöne

Freigebigkeit zu sehen. Und dennoch kann ich mich eines Hintergedankens nicht erwehren: ich frage mich, ob unter den Spendern, die sich so freigebig zeigen, nicht einige sich befinden, die für die Hungerlöhne mitverantwortlich sind, die auch an dem Honorar ihrer Angestellten, ihrer Lehrerinnen und Erzieherinnen geknausert haben. Mag auch dieser Verdacht oft ungerechtsertigt sein, so ist er doch ge= wiß nicht immer unbegründet. Es ist so sehr viel leichter, Wohltaten zu erweisen als Gerechtigkeit zu üben! Nur allzuviele Reiche gibt es, die sich selbst kein Vergnügen, keinen Luxus zu versagen vermögen und bei welchen das Sparen erst bei den Angestellten beginnt, bei den Wäscherinnen, den Friseurinnen, den Masseusen — den Lehrerinnen. Solchen zynischen oder unbewußten Egoisten gelten die furchtbaren Vorwürfe des Apostels Jakobus: "Run wohlan, ihr Reichen! Ihr habet auf Erden wohllüstig und üppig gelebt . . . Siehe, der Lohn der Arbeiter, die eure Felder ge= schnitten haben, der von euch zurückbehalten ist, schreit laut, und das Rufen der Schnitter ist vor die Ohren des Herrn der Heerscharen gekommen".

Dicht neben uns, unter demselben Dache wie wir, leben kleine Schwestern, welche trotdem, unbestreitbar, durch eine weite Klust von uns getrennt sind. Ganz nahe sind sie uns, denn sie essen unser Brot, sie leisten uns intime Dienste, sie kennen unsere Eigenschaften und unsere Fehler ebensogut wie die Glieder unserer eigenen Familie. Denn ihnen gegenüber lohnt es sich nicht, sich zu verstellen. Und doch, wie weit sind sie von uns entsernt, gehören sie doch den sogenannten niederen Ständen an. Sie gehören zu unserem Hause, nicht aber zu unserer Familie. Sie reden in der dritten Person mit uns, so wie man in den monarchischen Ländern mit den Königen redet. Sie bürsten unsere Sessel, doch wären wir höchst entrüstet, wollten sie sich darauf sezen. In manchen Häusern ist die Klust nur gering, in andern ist sie abgrundtief, vorhanden aber ist sie überall.

Die materielle Lage unserer Dienstboten hat sich in den letzten Jahren bedeutend gebessert. Ich werde Ihnen, meine Damen, nicht die Schmach antun, zu vermuten daß die Ihrigen noch in licht= und luftlosen Kammern schlasen, daß sie schlechter genährt werden als Sie und Ihre Kinder, daß Sie Ihnen die Bissen im Munde zählen. Dies alles gehört einer andern Zeit an. Selbst wenn Sie es wollten, Sie könnten nicht mehr so versahren und wären die Ersten, dasür bestraft zu werden. Der Mangel an Dienstboten ist so groß geworden, daß man diesenigen, die man hat, sestzuhalten sucht. Über auch die Mägde leben, wie wir, nicht vom Brot allein, und nur allzuoft ist ihre Lage nichts weniger als beneidenswert. In den Familien, die nur eine Magd haben, steht dieselbe ganz allein. Sie ist allein in den Abendstunden. An Sonntagen und freien Rachmittagen sehlt es ihr oft an Ges

sellschaft, an Freundinnen, mit welchen sie spazieren gehen könnte. Uebrigens gibt es Hausfrauen, die es nicht lieben, wenn ihre Mägde Freundinnen haben! Wenn sie mehrere sind, die Arbeit unter sich zu teilen, so ist die Vereinsamung für sie nicht zu besürchten, die Klust aber, die die Herrschaft von den Dienstdoten trennt, ist dann noch viel größer als in einsacheren Familien. Man kennt sie noch weniger, man kümmert sich nicht um sie. In manchen Familien läßt man ihnen aus Gleichgiltigkeit eine Freiheit, die oft zur großen Gesahr sür sie vird. Oder aber man verdietet ihnen die unschuldigsten Verzynügen und übt die strengste Kontrolle über sie. Damit meint man es ja gewiß gut mit ihnen; es möchte aber doch nicht ganz das richztige Versahren sein. Man denkt nicht, wie enge man solidarisch mit ihnen verbunden ist. Die jungen Mädchen, die Monate, vielleicht Jahre in einem Hause verbleiben, müßten etwas anderes daraus mitznehmen können, als kleine Ersparnisse oder selbst die Gewöhnung an Arbeit und Ordnung. Sie müßten fühlen, daß ihre Herrin auf ihr Wohl bedacht ist und nicht nur auf ihren eigenen Vorteil.

Wenn die Hausfrauen ihren Dienstboten gegenüber ein größeres Verantwortlichkeitsgefühl hätten, wenn sie sie mit mehr Güte und Achtung behandeln würden, so wäre der Beruf eines "Mädchens für alles", der doch schließlich ebenso ehrbar ist wie jeder andere, gewiß in unserm romanischen Volk nicht so sehr in Mißkredit geraten.

Unsere jungen Mädchen greifen viel lieber zu einem weit anstrengenderen, schlechter bezahlten Beruf; sie werden Arbeiterinnen, Ladnerinnen, vor dem Dienstbotenberuf schrecken sie mehr und mehr zurück. Dafür werden sie des Leichtsinns geziehen. Sie wollen frei sein, sagt man, um leben zu können, wie es ihnen beliebt. Nun, ich gestehe, daß ich an ihrer Stelle ebenso handeln würde wie sie. Nach getaner Arbeit wenigstens einige Stunden des Tages sich selbst angehören dürsen, die Ilussion haben, man sei frei, man sei der Untergebene von niemanden — wiegt dies nicht so manche materielle Entbehrung auf? Es ist wie in der Fabel vom Wolf und dem Hund; meine Sympathie gilt in diesem Falle dem Wolf.

Ich sprach sveben von Ladnerinnen. Auch mit ihnen haben wir oft zu tun. Sie bedienen uns gewöhnlich mit der größten Hösslichkeit; sie preisen die Waren an, und wenn wir ihnen etwas abgekauft haben, so bedanken sie sich verbindlich; damit hören dann gewöhnlich unsere Beziehungen auf. Sie bleiben uns unbekannt, von ihren Arbeits=bedingungen wissen wir nichts. Da sie gut, oft sogar elegant gekleidet sind, schließt man daraus, sie seien auch gut bezahlt. Und doch ist ihre Lage in den meisten Fällen recht schwierig. Nach einer durch die soziale Gruppe von Montricher in Lausanne und Bever veranstalteten Enquete erhalten unsere Ladnerinnen für eine durchschnittliche Arbeitszeit von  $9^{1/2}$  bis 11 Stunden, monatlich 91 Fr. Dies ist

gewiß wenig, wenn man bedenkt, daß damit in sehr vielen Fällen eine Mutter oder Kinder unterstützt werden müssen. Unter diesen Bedingungen große Ersparnisse zu machen, ist wohl ausgeschlossen. Und doch wie nötig wäre es! Nur selten behält man die Ladnerinnen, wenn sie zu altern beginnen. Die Kunden lieben junge Gesichter und wenn eine Verkäuferin mit 40 Jahren eine Stelle verläßt, findet sie nur selten eine neue. Selbst für alleinstehende Mädchen, falls sie ein wenig Freude am But haben, ist der Gehalt zum Leben ungenügend. Eine Verkäuferin sagte zu uns, der große Verführer sei der Lugus, der Putz. Man lebe mitten unter schönen Dingen und da sei es einem peinlich, unschön dagegen abzustehen. Schlecht sitzende, geschmacklose, unseine Kleider, abgenutte Schuhe und Handschuhe werden einem zuwider. Groß wird dann die Gefahr, wenn man nicht seinen ganzen Verstand zusammennimmt. Diejenigen, die hübsch und kokett sind, erliegen nur allzu leicht der Versuchung, sich nach einem Freund umzusehen, der ihnen hilft, oder Begünstigungen eines Arbeitgebers anzunehmen, die sie teuer zu stehen kommen . . . Gewiß gibt es rechtschaffene Mädchen, die den unlautern Vorschlägen ihrer Arbeitgeber widerstehen, dafür aber werden sie dann durch Schikanen aller Art und oft durch brutale Entlassung bestraft.

So hat also dieser anstrengende, schlecht bezahlte Beruf, der so viele junge Mädchen verlockt, seine große Schwierigkeiten und Gesahren. Wir dürsen auch nicht vergessen, daß die Verkäuserinnen den ganzen Tag stehen müssen.

"Dies alles ist Sache des Arbeitgebers", werden Sie sagen, "was können wir dazu tun? Wo ist die Solidarität zwischen jenen jungen Mädchen und uns?" Dies ist ein sehr oberflächliches Urteil. Es gibt keine Kategorie von Arbeiterinnen, die mehr in unserer Gewalt sind, als die Verkäuserinnen. Sie hängen beinahe ebensosehr von uns ab, wie von ihrem Herrn. Dieser bezahlt sie, wir aber machen ihnen das Leben leicht oder schwer, je nachdem wir rücksichtsvoll oder schonungslos gegen sie versahren. In sehr weitem Maße hängen sie von uns ab.

Wenn Sie es bezweifeln, so mögen Sie das Tagebuch einer Ladnerin lesen, welches von der "Action Populaire" herausgegeben wurde.¹) Das Tagebuch ist authentisch und läßt uns in die Gemüts= verfassung einer Ladnerin tief hineinblicken. Mit einem ironischen und resignierten Lächeln führt sie uns die elegante Kundschaft vor. Erst die verdrießliche Dame, die nichts nach ihrem Geschmack sindet und glauben würde, sich etwas zu vergehen, wenn sie einmal "guten Tag!" oder "danke schön!" sagte. Dann die anspruchsvolle Dame, welche ihre Bestellungen erst im letten Augenblicke macht, uneingedenk der hierdurch entstehenden Ueberbürdung und Verlängerung der Arbeits=

<sup>&</sup>lt;sup>1</sup>) Journal d'une demoiselle de magasin. No. 211 de l'Action Populaire. Paris. Victor Lecoffre, éditeur.

zeit. Endlich die unentschlossene Kundin, welche ganz unbewußt die Verkäuserinnen quält.<sup>2</sup>) Die Lektüre dieses Tagebuches bereitet auf das schmerzliche Schlußwort vor: "10. September. Gestern habe ich auf einem Zeitungssehen folgendes gelesen: "Stupid wie das Lächeln einer Ladnerin." Ich weiß nicht, ob es stupid ist oder nicht, unser Lächeln; jedenfalls ist es zuweilen geradezu heroisch. Denn wir müssen immer lächeln, auch wenn uns das Weinen eine so große Erleichterung wäre . . ."

\* \*

In den Straken unserer Städte begegnen wir täglich hunderten von jungen Mädchen, die an ihre Arbeit gehen. Sie machen Besorgungen für ihre Ferrinen, sie sind Lehrtöchter, Arbeiterinnen, Ges hilfinnen u. s. w. Ich sehe sie gerne an mir vorübergehen; sie sehen sorglos und natürlich aus, ihre Augen glänzen und ihr Mund lacht. Wie aut verstehen sie das Lachen! Wie aut verstehen sie den Augen= blick zu genießen, trotdem sie in ihren jungen Jahren schon den Ernst des Lebens kennen gelernt haben, da sie sich ihr täglich Brot mühsam verdienen müssen. Ihre Heiterkeit ist wohl ein wenig unsein; ich freue mich trotdem darüber, denn diese Augenblicke überschwänglicher Lustigkeit helfen ihnen, des Lebens einförmige Schwere besser zu ertragen. Sie sind ein wenig sentimental: Wie andächtig singen sie ihre Lieder! Wie gerne lesen sie traurige Bücher! Sie sind gut: Kummer, Krankheit, Tod einer ihrer Gefährtinnen findet immer ihre volle Sympathie. Ihre Interessensphäre ist jedoch klein. Klein ist ihre Freude, ihr Schmerz, ihr Groll. Sie sind durch und durch "Weib", im guten und im schlechten Sinne des Wortes. In ihren jungen Jahren sind sie schon recht aufgeklärt, sie reden von der Liebe, lachend und scheinbar spöttisch zuerst, plötlich werden auch sie davon ergriffen; es knüpfen sich Idyllen an, im Wald, im Atelier, besonders aber auf der Straße. Zuerst "plaudert man miteinander", später "plaudert man nicht mehr". Wenn man sich gegenseitig behagt, hat man eine "Bekanntschaft" miteinander. Die Sache wird ernst. Manchmal ist die Familie eingeweiht. Von eigentlicher Verlobung aber ist noch nicht die Redc. Man ist noch nicht gebunden, man hat nur eine "Bekanntschaft". Die einen betrachten diese "Bekanntschaft" mit

<sup>2)</sup> Als Beispiel hier nur ein einziges "authentisches Porträt." "Ein schöner Sommertag. Die Luft ist heiß und schwül . . . Auf dem Ladentische sind Baum-wollenstoffe hochausgetürmt, kaum sieht man den Kopf der Verkäuserin über diesen Berg hervorragen. Immer noch schleppt sie neue Ware heran. Frau G. kann sich nicht entschließen. Battist ist zu leicht, Satinette zu glänzend, durchschimmernde Stoffe passen ihr nicht. Helle Farben halten das Waschen nicht aus, dunkle sind nicht elegant, grün steht nicht zu Gesicht, rot ist unsein. So muß man sich denn endlich sür weißen Piqué entschließen. "Wieviele Weter darf ich abschneiden?" frägt die Verkäuserin, während sie sich freundlich lächelnd den Schweiß von der Stirne wischt, froh, endlich ein Geschäft gemacht zu haben. "Geben Sie mir 25 Centimeter, es ist für eine Herren-Kravatte!"

jungen Burschen als etwas sehr Ernstes, den andern dient sie nur als Kurzweil. Auf die Frage, welches ihre liebsten Zerstreuungen seien, antworteten neulich junge Arbeiterinnen prompt: Die Bekanntschaft, die Bekanntschaft auf den Bänken. Hinter dieser spaßhaften Antwort

liegt viel Wahrheit verborgen.

Werden wir deswegen diese jungen Wesen des Leichtsinns an= flagen? Ich glaube, wir dürfen sie nicht nach demselben Maße messen, wie unsere eigenen Töchter. Früher war ich zuweilen etwas "schockiert" kleine Freundinnen Arm in Arm mit jungen Leuten lustwandeln zu Dies war wohl ein wenig pedantisch von mir. Ich habe seit= dem gelernt, daß man nichts Böses da sehen muß, wo nichts Böses ist, wo die Betreffenden selbst an nichts Böfes denken. Und ich er= fläre anstandslos, daß die meisten dieser jungen Mädchen gesund und redlich sind. Es ist ganz natürlich, daß sie danach streben, sich zu verheiraten. In den Arbeiterklassen ist das Leben einer alleinstehenden Frau nicht beneidenswert. Auch ist in ihrem Arbeitsleben die Liebe des Lebens große Leuchte. Doch ist sie auch die große Gefahr. Sie sind so wenig beschützt, diese Kleinen. Wenn ich sie mit den Töchtern unserer Kreise vergleiche, so krampft sich mir das Herz zusammen. Ich erinnere mich an Schulfreundinnen, die sich offen dem "Flirt" hin= gaben und darin das Maß weit überschritten. Aber ihr Kame, ihre soziale Stellung beschützten sie derart, daß für sie nichts Schlimmes daraus entstand und heute sind diese kleinen Koketten geachtete Gat= tinnen und Familienmütter. Ein junges Lehrmädchen hingegen hat keinen andern Schutz gegen die Zudringlichkeit der jungen Burschen, als eine eigene Festigkeit und Sittsamkeit. Verkehrt sie mit einem Arbeiter, so wird sie vielleicht tropdem unterliegen. Allerdings sind dann für sie die Folgen weniger bedenklich, denn geschieht ein Unglück, so heiratet der Arbeiter wahrscheinlich die von ihm Verführte. Was mich ganz besonders für meine kleinen Freundinnen beängstigt, das sind die Studenten, die Fremden mit exotischem Reiz, die Söhne guter Familien, alle diejenigen, die ihre Sinnlichkeit nicht an Mädchen ihrer eigenen Kreise befriedigen können und dann strupellos anderswo. Entschädigung suchen . . . Eines schönen Tages entdeckt die junge Arbeiterin, daß ihr Fehltritt Folgen hat. Sie verheimlicht sie so lange sie kann; sie rettet den Schein, sie arbeitet mutig weiter. Dazu ge= hört große Willenskraft! Eines Tages jedoch kommt alles heraus und die Schande ist da. Und der Vater ist zuweilen brutal. Geburt eines ersten Kindes bedeutet wohl für die verheiratete Frau den Gipfelpunkt des Glückes, für die Unglückliche jedoch ist sie nur Verzweiflung und Schande.

Oft schon bin ich solchem Jammer gegenüber gestanden und jedesmal überfiel mich ein bedrückendes Gefühl der Ohnmacht. Ich fühlte schmerzerfüllt meine Solidarität mit diesen unglücklichen Mädchen; ich sühlte mich ihre Schwester, und doch wußte ich ihnen nichts zu sagen. Solange sie noch gekämpft und widerstanden hatten, hätte ich

ihnen helfen können. Setzt war etwas Neues zwischen sie und mich getreten. Die Erfahrungen, die sie gemacht hatten, waren nicht die meinen. Ich hätte von der Heiligkeit und Erhabenheit der menschlichen Liebe mit ihnen reden mögen, von den Schmerzen und der Schönheit der Mutterschaft, von allem, was sie diesen kleinen Wesen sein müßten, die niemanden auf der Welt hatten als sie . . . Ich konnte nicht davon reden, ich hatte nicht das Recht, davon zu reden, weil dies alles mir ja fremd war. Die jungen Frauen aber, deren Leben durchsonnt ist von Gattenliebe und erster Mutterschaft. diese Glücklichsten unter den Glücklichen möchte ich so recht innig bitten, sich ihrer unglücklichen Schwestern anzunehmen. Wer könnte sie besser verstehen, wer besser mit ihnen sympatisieren, wer ihnen besser beisstehen als sie? Ich denke an die Wunder, die Josephine Butler volls bracht hat, an die warmen und zarten Worte, die sie zu finden wußte, um die am tiefsten Gesunkenen ihres Geschlechts zu trösten und aufzurichten. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, Ihnen eine der schönsten Stellen ihres Buches vorzulesen:

Fragment aus den "Erinnerungen" von Frau J. Butler.

"Ich habe früher in meiner Heimat zuweilen Bordelle besucht. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages in einer Stube mit 20 meiner unglücklichen Schwestern zusammensaß. Die meisten hockten auf dem Boden und sahen müde und gleichgiltig aus. Einige hatten einen harten Gesichtsausdruck, andere betrachteten mich mit kindlicher Neugierde. Ich schilderte ihnen den Scgen des eigenen Heims, das Glück treuer Gattenliebe, die sonnigen Freuden der Mutterschaft. Ich sagte ihnen, wie selbst die beschridensten häuslichen Arbeiten zur Freudens= quelle würden, in einer Häustichkeit, in der die Liebe, die echte Liebe zwischen Mann und Frau wohne, die mit jedem gemeinsam verlebten Tage tiefer und heiliger werde. War es graufam, so mit ihnen zu Fast könnte man es meinen. Und doch schien es nicht so reden? zu sein. Alle Häupter neigten sich, keine Härte, keine Gleichgiltigkeit mehr in den Blicken, Tränen rannen ihnen auf die gefalteten Hände, sie verbargen ihre Gesichter auf den Schultern ihrer Gefährtinnen. Von allen Seiten ertönte Seufzen und Schluchzen. Es war wie eine Rlage, eine Klage verzweifelter Seelen: "Zu spät, zu spät! Dies Glück ist nicht für uns. Einst hegten auch wir solche Träume, jett aber ist es für immer vorbei."

Ich ließ mich auf den Boden niedergleiten, um näher bei ihnen, um auf demselben Niveau zu sein wie sie. Ich redete mit ihnen; der Worte kann ich mich nicht erinnern, dies aber war der Sinn: Mut meine Geliebten, verzweiselt nicht, ich bringe Euch eine gute Botschaft! Ihr seid Frauen, und eine Frau ist immer etwas Schönes. Man hat Euch in den Schmut hinuntergezogen, Ihr seid aber trotzem noch Frauen. Es ist möglich, daß das Leben, das ich geschildert, für Euch

ewig unerreichbar bleiben wird. Doch kann ich auch Euch noch etwas Gutes verheißen, ein wenig Glück noch in diesem Leben. Wahrhaftig ich sage es Euch, etwas Besseres könnt Ihr noch werden als glückliche Gattinnen und Mütter: Ihr könnt zu Retterinnen Eurer Schwestern werden."

Unter denen, die wir die Verworfenen nennen, habe ich einige gekannt, welche ihre Schwestern besser zu retten verstanden als echte Christinnen, die niemals vom Pfad der Tugend abgewichen waren."

Möchten viele unter Ihnen, meine Damen, zu Fortsetzerinnen werden des Wirkens jener edeln Frau, die sich so intensiv solidarisch mit allen Frauen verbunden fühlte.

\* \*

Die ganz Verirrten jedoch sind selten. Die meisten jungen Mädchen aus dem Volk verheiraten sich. Ich sagte, sie seien sentimental. Was jedoch die Ehe anbelangt, sind sie sehr positiv. Was sie von ihren Männern verlangen, ist, daß sie arbeitsam, treu und keine Trinker seien. Letzteres ist ein wichtiger Punkt für sie. Wenn der Mann ein gutes Handwerk hat, weim er 7, 8, 9 Fr. täglich verstient, so wird das Leben leicht und die junge Frau glücklich sein.

Die Kinder kommen gewöhnlich bald, da wird die Aufgabe schon komplizierter. In manchen Arbeiterfamilien erscheint der Storch jedes Jahr und die Einnahme steigt nicht im Verhältnis dazu. 3ch sprach von einem Lohn von 9 Fr. Soweit bringen es aber nur die Wenigsten. Die Gemeindearbeiter erhalten nur 5 Fr. täglich, gewisse Handlanger 35 Cts. die Stunde. Ich weiß einen alten Fuhrmann, der für eine elf= bis zwölfstündige Arbeitszeit nur einen Taglohn von 5 Fr. erhält. Und sein Handwerk ist anstrengend. Soll damit eine Familie von fünf bis sechs Kindern auferzogen werden, so ist die Aufgabe der Hausfrau wahrlich nicht leicht! Kommt dann gar noch eine Krankheit dazu, so schmelzen die Ersparnisse der ersten Jahre rasch zusammen. Davon habe ich in den letten beiden Jahren mehr als ein Beispiel gesehen . . . Dann kommt es soweit, daß der Hausvater Arbeit zu jedem angebotenen Preis annimmt und es finden sich immer Leute, die seine Not ausnüten!

In solchen Verhältnissen bleibt der Hausfrau nichts anderes übrig, als selbst nach Arbeit zu suchen. Ihre eigene Haushaltung in Unordnung lassend, geht sie aus, anderer Leute Haushaltungen in Ordnung zu bringen. Die Kinder sind in der Schule, die Kleinsten in der Kleinsinder-Bewahranstalt, oder bleiben, falls diese zu weit von der Wohnung entsernt ist, unter dem Schutz eines der älteren Geschwister zu Hause. Oder die Mutter schleppt sie mit sich in die Häuser, in welchen sie arbeitet — falls die Herrschaft es zu gestatten geruht! Hat der Mann keine Arbeit und ist er gutmütig, so wird er das Hauswesen besorgen, allerdings mit mehr oder weniger Geschick. Uebrigens, wenn man zu sieben oder acht in zwei Stübchen zusammen-

gepfercht ist, so müßte man ein wahres Genie sein, um dieselben reinlich, ordentlich und gesund zu erhalten. Neulich wurde mir erzählt, daß eine wohlhabende Dame einer armen, mit Kindern reichgesegneten Mutter über den unordentlichen Zustand ihrer einzigen Stube Vorwürse machte: "Wenn man nur eine einzige Stube hat, sagte sie, so ist es doch wahrlich nicht schwer, dieselbe reinlich zu erhalten." Welche verblüffende Unkenntnis der Lebensbedingungen armer Leute!

Viele Familienmütter ziehen es vor, sich nach Heimarbeit umzusehen, um bei ihren Kindern bleiben zu können.

Die Heimarbeit! Lange könnte man darüber reden. Sie ist eine Schande unserer Zivilisation und doch, wollte man sie abschaffen, so würden viele Frauen, die nur dieses einzige Existenzmittel haben, darüber verzweiseln. Nur möge die Frau, die zur Heimarbeit greist, sich ja nicht einbilden, sie würde ihr Hauswesen besser besorgen können als die Taglöhnerin. Kochen, Flicken, Reinlichkeit, alle häuslichen Pflichten treten in den Hintergrund. Hauptsache ist es, daß die Bestellung rechtzeitig abgeliesert werde. Bald kommt es dann soweit, daß die Kinder auch mithelsen, und kaum aus der Schule heimgekehrt, sich an die Arbeit setzen müssen. Man hat in Basel achtjährige Kinder gesehen, die beinahe jeden Abend bis spät in die Nacht hinein beschäftigt waren, Bänder aufzurollen.

Diese Arbeitsüberbürdung der Frauen und Kinder kommt von der Ausbeutung durch die Unterhändler her, denen ihr Geschäft be-

trächtlichen Gewinn einträgt.

Bei Gelegenheit der Heimarbeitsausstellung im Jahre 1912 in Antwerpen wurden, nach Aussage von Frl. Courd, folgende Preise konstatiert:

Es gibt Arbeiten, bei welchen die Frauen für drei Stunden Arbeit 12 Cts. verdienen. Das Verfertigen einer Kinder= oder Frauenschürze wird mit 4 bis 12 Cts. bezahlt. Durchschnittlich ver= dient eine Heimarbeiterin 1 Fr. 50 für eine zehnstündige Arbeitszeit.

Ich will Sie mit weiteren Zahlen verschonen. Kur möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß solche Hungerlöhne auch bei uns existieren. Dies konnte man 1909 bei der Heimarbeitsausstellung in Zürich konstatieren. Selbst die Stuben, die armseligen Mansarden, der Heimarbeiter waren genau nachgebildet. Das Vild war erschütternd.

In Lausanne sind die Löhne empörend niedrig. Ein einziges Beispiel möge genügen: Ein Frauenhemd zu nähen trägt 35 Cts. ein und dazu muß man noch den Faden selbst liefern. In der Zentralschweiz, wo die Strohslechterei, in der Ostschweiz, wo die Stickerei blüht, sind die Löhne noch geringer . . .

Ja, das Leben der Frauen aus dem Volke ist schwer. Durch den Krieg ist es noch schwerer geworden. Selbst uns macht die zunehmende Teuerung Sorge, was aber sind unsere Sorgen, was sind
unsere Entbehrungen im Vergleich mit den ihrigen?

Worüber ich mich immer wieder wundere ist, diese Frauen so wenig erbittert, so wenig vergrämt zu sehen. Sie leben in den Tag hinein, dem folgenden Tag seine Sorgen überlassend. Und dennoch stehen Sorge und Entbehrung gar Vielen auf dem Gesichte geschrieben und sie altern frühzeitig. Ich sehe solche Familienmütter an mir vorbeigehen, die, durch Arbeit, Entbehrung und zahlreiche Mutterschaften erschöpft, der baldigen Ankunst eines weiteren nach Kahrung schreienden Sprößlings keineswegs freudig entgegensehen, sondern darin

nur eine Veranlassung zu neuen Entbehrungen erblicken.

Vor meinen Augen steht das Bild einer armen Frau, die zwölf Kindern das Leben geschenkt, die sich für dieselben abgearbeitet, sie zu rechtschaffenen Knaben und Mädchen erzogen hat und die nun ihre Töchter, sobald sie das Alter erreichen, in dem auch sie beginnen könnten, etwas mitzuverdienen, eine nach der andern der Tuberkulose — der Krankheit der Armen — erliegen sieht. Ihre Söhne sind im Krieg gefallen und nun fragt sie sich voller Verzweislung, wie es ihr gelingen solle, mit ihrem kranken, durch Ueberanstrengung erschöpften Manne die Kleinsten aufzuziehen, und ob es sich überhaupt lohne, Kinder zu haben, nur um sie sterben zu sehen.

\*

Dies, meine Damen, ist das Leben Ihrer unbekannten Schwestern! Für uns aber, für die Bevorzugten, ist das Leben leicht und behaglich. Es wird nur kompliziert, wenn wir es uns selbst komplizieren. Wir erhalten eine Erziehung, die es uns ermöglicht, alle Freuden des Geistes, alles Schöne, alles Große in vollen Zügen zu genießen. Unsere privilegierte Stellung schützt uns gegen die aufreibenden Sorgen, ja dis zu einem gewissen Grade sogar gegen Kranksheit und Tod. Sie schützt uns auch, und ganz besonders unsere Töchter, vor so mancher moralischen Gefahr. Sie erlaubt uns das zu werden, was wir zu sein behaupten: eine Elite.

Hatte ich so ganz unrecht, als ich behauptete, wir seien durch

eine abgrundtiefe Kluft von ihnen getrennt?

Nun drängt sich uns eine ernste Frage auf: Müssen wir diese Kluft als von Gott gewollt, als in der Natur der Dinge liegend betrachten? Ist diese Ungleichheit, die uns zum Vorteile gereicht, ebenso unvermeidlich wie die Ungleichheit der Intelligenzen oder der Zufall

der Treffer in der Schlacht!

Wenn dem so wäre, dann dürften wir uns als unverantwortlich betrachten und brauchten uns nicht zu beunruhigen. Wir könnten einfach den Armen den Kat geben, sich in das Unvermeidliche zu sügen und voller Zuversicht auf eine bessere Welt zu hoffen. Durch unsere Almosen würden wir es den Unglücklichsten unter ihnen ermöglichen, dieses Abwarten zu ertragen und wir könnten mit ruhigem Gewissen uns all' der Güter erfreuen, die Gott so reichlich auf unsern Lebensweg ausstreut. Unser ganzes Wesen jedoch sträubt sich gegen eine derartige Auffassung. Unser Gewissen sagt uns, Bevorzugung bedeute Verant-

wortlichkeit.

Auch die Stimme der Vernunft redet zu uns: Wir sind doch Schweizerinnen. Wir sind in der Schule der Demokratie erzogen worden. Und diese erhebt, im Prinzip, wenn auch nicht in der Tat, die Bescheidensten unter den Bescheidenen auf die gleiche Stuse mit uns, denn sie sieht in jedem Menschen einen Mitbürger und alle sind vor dem Gesetze gleich. Unsere Vernunft protestiert gegen allzu schreiende Ungleichheiten.

Rudem sind Viele von uns Christinnen. Und hat nicht Christus

die Nichtigkeit der sozialen Verschiedenheiten erwiesen?

In seiner Schule habe ich gelernt, daß die materiellen Ungleichlichkeiten nicht von Gott gewollt sind. Er liebt alle seine Kinder mit der gleichen Liebe und es sind die Menschen in ihrer Hartherzigkeit, die an der den Ungleichheiten, die ihnen zum Vorteile gereichen, schuld sind. Die Christen haben die Pflicht, sich davon zu befreien und ihr

Teil des menschlichen Leids auf sich zu nehmen.

Das Christentum geht noch weiter als alle Gleichheitsverkünder. Wie Felix Bovet richtig bemerkt, stellt es die Ungleichheit wieder her, aber in ungekehrtem Sinne als bisher. Es erklärt ausdrücklich, die Ersten würden die Letzten sein, der Reiche sei dem Himmelreich entfernter als der Arme, derjenige, der diene sei demjenigen überlegen, der sich bedienen lasse und was bei den Menschen hoch sei, das sei ein Greuel vor Gott.

So wird denn die bestehende Klust zugleich von unserer Vernunft, unserm Gewissen und unserm Christentum verurteilt. Mit Monod möchte ich Ihnen zurusen, das Elend gehöre nicht mehr zum Vestand der Dinge als die Sklaverei. Das Elend ist eine künstlich erzeugte Kalamität und beruht im letten Grunde auf Unversichtigkeit, Unswissenheit, Egvismus, Ungerechtigkeit. Auch wollte ich, wir würden uns, unserer Solidarität mit allen Frauen, ja mit dem ganzen Menschengeschlechte eingedenk, das Wort Gratrys zu eigen machen: "Nur eines erwarte ich von meinen Mitmenschen: das

sie das Elend aus der Welt schaffen."

Aber indem wir dies großartig schöne Wort aussprechen, ergreift uns ein Schwindel. Das erdrückende Gesühl unserer Ihnmacht krampft uns das Herz zusammen. Durch unser Glück und unsern Reichtum sind wir gleichsam an Retten gelegt. Wohl oder übel gehören wir der modernen Gesellschaft an und die ist ungerecht und grausam. Durch die bloße Tatsache, daß diese Ungerechtigkeit und diese Grausamkeit uns zum Vorteil gereichen, müssen wir uns als Mitschuldige betrachten. Tolstoj hat jahrelang darunter gelitten, zu den Bevorzugten zu geshören, er sühlte sich mit allen Unglücklichen solidarisch verbunden. Troßseines großen Herzens und seiner redlichen Bemühung gelang es ihm nicht, seine Ketten zu sprengen, bis zu dem Tag, da er die Seinigen

verließ und hinging, in Not und Vereinsamung zu sterben, ohne jemals seinen Traum von Gerechtigkeit und Liebe verwirklicht zu haben.

Immer stehen wir vor demselben, unerdittlichen Problem. Fühlen Sie Ihr Herz nicht beklemmt und bedrückt? Schreit Ihr Gewissen nicht immer wieder auf: Was tun? O! meine Damen, ich bringe Ihnen keine sertigen Lösungen, keine unsehlbaren Heilmittel gegen die Leiden der Menschheit. Höchstens kann ich Ihnen die Richtung au-

deuten, in welcher ich selbst mich tastend fortzubewegen suche.

Wenn wir Frauen mithelsen wollen, eine neue, bessere und gerechtere Gesellschaft aufzubauen, so müssen wir vor allen Dingen den ganzen Greuel der heutigen Gesellschaft einsehen den Gesellschaft einsehen sie heutigen Gesellschaft einsehen die Augen auftun, selbst wenn es sehr viel angenehmer wäre, sie in beshaglicher Gemütsruhe geschlossen zu halten. Vor allen Dingen müssen wir unsere eigene Mitverantwortlichkeit einsehen lernen. Es ist uns peinlich, uns mitverantwortlich zu fühlen. Wir suchen nach Ausflüchten. Wir sagen: "Es ist doch nicht meine Schuld", oder "bin ich der Hüter meines Bruders?" Und wenn wir unser Gewissen auf diese Weise zu beruhigen suchen, so ist es, weil wir, durch die Anerkennung unserer Mitverantwortlichkeit, uns zum Leiden verurteilen würden, und der Mensch liebt es nun einmal nicht, zu leiden.

Und doch müssen wir leiden.

Wir, die Privilegierten, wir müssen unter unseren Privilegien leiden, wir müssen sie als einen beständigen Vorwurf empfinden und müssen versuchen, Verzeihung dafür zu erlangen. Wir müssen nach Gerechtigkeit hungern, unser ganzes Leben mußnach der Gerechtigkeit hin orientiert sein.

"Große Worte", werden Sie sagen, "was wir verlangen, ist

ein Programm der Tat."

Nicht ich kann Ihnen ein solches geben. Jede von Ihnen muß sich ihr Programm je nach den Verhältnissen selbst machen. Uebrigens handelt es sich auf diesem Gebiet ebenso sehr, wenn nicht mehr noch

darum, zu sein, als zu tun.

Gewiß bewundere ich die Vereine zur Hebung der Sittlichkeit und zum Schuße der gefährdeten Jugend. Gewiß bewundere ich die Frauen, die der Tätigkeit in diesen Vereinen ihre Bequemlichkeit, ja ihre ganze Zeit und Kraft zu opfern wissen. Und ich glaube gewiß, daß in den "Damenkomitees", über die man sich zuweilen lustig macht, doch recht gute Arbeit getan wird. Eines jedoch macht mich stuzig: Ich weiß, daß viele Damen ihren "Verein" haben wie ihren "jour sixe", weil es eben "gut aussieht"; daß sie ihre Mußestunden opfern, wie man seinen Uebersluß verschenkt, ohne zugleich auch ihr Herz mitzuverschenken — und dies macht ihre Bemühungen steril.

Noch etwas anderes befürchte ich: Gar oft, wenn man sich durch seine Privilegien bedrückt fühlt, flüchtet man sich, um sein Gewissen zu beruhigen, in "gute Werke" hinein, in dem sieberhaften Verlangen, zu handeln, um nur ja zu vergessen. Es ist so sehr viel leichter, zu handeln als zu sein. Es ist so sehr viel leichter und auch so sehr viel amüsanter, Wohltätigkeitsverkäufe und Wohltätigkeitsbälle zu or=

ganisieren, als sein Leben der Nächstenliebe zu widmen.

Bersuchen wir es doch einmal, so zu handeln, daß wir uns denen gegenüber, die für uns arbeiten, nichts vorzuwersen haben. Bezahlen wir unsere Lieferanten rechtzeitig, damit auch sie ihre Untergebenen bezahlen können. Machen wir es uns zur Pflicht, bis das Lohnsystem überhaupt abgeschafft sein wird, unseren Besoldeten wenigstens menschenwürdige Löhne zu bezahlen und nicht auf ihre Kosten Ersparnisse zu machen. Auch wollen wir uns bemühen, sie rücksichtsvoll zu behandeln, keine unnötige, übermäßige Arbeit von ihnen zu verlangen, ihre Kräfte und ihre Würde möglichst zu schonen. Wenn wir diesen Prinzipien bis in alle Einzelheiten treu bleiben, so sind wir der Gerechtigkeit schon um einen guten Schritt näher gekommen.

Aber noch einen weitern Schritt können wir tun, einen Schritt, der beinahe einem Sprunge gleichkommt: wir können die Kluft überssteigen, die uns von den Frauen des Volkes trennt, wir können außer der Gerechtigkeit auch noch die Brüderlichkeit

verwirklichen.

Viele Hindernisse werden wir jedoch auf unserm Wege finden: Erstens die Vorurteile. Wie viele Frauen der Bourgeoisie sind durch= drungen von dem Gefühl ihrer Ueberlegenheit über die Frauen "auf der andern Seite!" Welchen großen Wert legt man auf die Er= ziehung, auf all diesen glänzenden Firnis, welcher die Frauen reizend, fein, kultiviert erscheinen läßt! Diese Ueberzeugung ihrer eigenen Ueberlegenheit macht, daß so viele Damen, wenn sie die Frauen des Volkes aufsuchen, ihnen von oben herunter Ratschläge erteilen, praktische Ratschläge für Haushaltung, Erziehung, Hygiene, oder auch moralische Ratschläge für allerlei passive Tugenden, wie Geduld, Zufriedenheit, Resignation. Oder sie ermahnen ihre Schütlinge, zu bedenken, was ihnen Gutes verbleibt. Alles dies kommt ja gewiß aus gutem Herzen. Und doch frage ich mich, ob unsere Damen zu solchen Ratschlägen und Ermahnungen berechtigt sind, ob es nicht zudringlich ist, seinen guten Rat zu erteilen, wo er nicht verlangt wird. Auf jeden Fall müßte man dabei mit sehr viel Vorsicht, Takt und Herzens= güte verfahren, um nicht die Frauen, denen man helfen möchte, zu kränken und sie in dem sehr berechtigten Gefühl ihrer Würde zu verleken.

Man findet sehr viel Zartgefühl und Würde bei ganz einfachen Menschen. Wir vergessen es nur zu oft. Wir lassen durch den Schein trügen, durch vulgäre Redensarten, durch tausend kleine Einzelsheiten, die gegen den guten Geschmack verstoßen. Und in unserm Abschen vor allem Gemeinen denken wir nicht daran, daß es nur eine wahre Vornehmheit gibt: diejenige, die aus der Schönheit der

Seele entspringt, und daß diese Vornehmheit sich, Gott sei Dank, auf

beiden Seiten der Kluft findet.

Wer ein mitfühlendes Herz in der Brust hat, wird gewiß tieses Witleid für die Frauen empfinden, die mühsam ihr Brot verdienen. Dies ist aber nicht, was sie von uns verlangen. Wir, meine Damen, möchten uns auch nicht gerne bemitleiden lassen; denn Gegenstand des Mitleids zu sein, ist immer ein wenig demütigend. Uns aber stehen Mitleidsbezeugungen ganz besonders schlecht an. Habe ich einem Wenschen, sei es auch unwillkürlich, unrecht getan, habe ich ihn in meiner Gedankenlosigkeit gekränkt und verletzt — darf ich dann zu ihm sagen: "Ich habe Mitleid mit Ihnen?" Müßte ich ihn nicht weit eher um Verzeihung bitten? Auch die Beschützermiene, die man so oft annimmt, wenn man mit den Kleinen dieser Welt redet, dünken mich höchst unpassend. Eine demütige Haltung der Keichen und Glücklichen diesen Enterbten gegenüber würde ihnen gewiß weit besser anstehen.

Von allen Vorurteilen der Gelder und der Geburt müssen wir uns zu befreien suchen, wollen wir die Hindernisse überwinden, die uns von den Frauen, denen wir uns nähern möchten, trennen.

Zahlreich sind sie, diese Hindernisse!

Manche dieser Frauen sind erbittert und mißtrauisch. Selbst wenn wir, von den besten Absichten beseelt, zu ihnen gehen, betrachten sie uns nur zu oft als Feindinnen. In ihren Augen sind alle Reichen genußsüchtige Bourgeois, Ausbeuter, Egvisten. Sie sagen es uns vielleicht nicht direkt, ihr ganzes Verhalten uns gegenüber ist aber verschlossen und mißtrauisch. Können wir uns darüber wundern? Für diese Frauen gehören wir eben zu jener Alasse, unter der sie so viel zu leiden haben. Sie sind so oft ausgenützt, übervorteilt worden, daß sie instinktmäßig hinter unserer Freundlichkeit und den guten Worten, die wir ihnen schenken, irgend einen eigennützigen Zweck zu erblicken glauben. Dieses Mißtrauen ist die natürliche Folge unserer privilegierten Stellung. Um es zu zerstreuen, bedarf es unsererseits großer Bemühungen und vieler Liebe.

Diese Erbitterten und Verärgerten aber sind mir sehr viel lieber, als diesenigen Frauen, die vor den Reichen hündisch kriechen, um irgend ein Almosen von ihnen zu erhaschen. O über unsere Almosen, unsere guten Werke, unsere weltliche Charitas! Zu würdelosen, unter-

würfigen Heuchlern erziehen wir damit die Armen.

Ich weiß wohl, daß in unserer heutigen Gesellschaft derartige Linderungsmittel notwendig sind, daß man den Leidenden helfen muß;

unser Verfahren dabei grenzt aber oft an Grausamkeit.

Glücklicherweise fehlt es neben den verbitterten und den kriechensten Frauen auch nicht an solchen, die Ihnen zwar nicht entgegenstommen, weil dies gegen ihre Würde ginge, (Sie selbst verlangen es ja gewiß auch nicht von ihnen) die aber Ihr Entgegenkommen wohl mit Staunen und einer gewissen Zurückhaltung, aber doch freudig

und mit gerührter Dankbarkeit annehmen werden, einer Dankbarkeit,

die nach und nach zur wirklichen Anhänglichkeit werden kann.

Allerdings ist es nicht immer leicht, es zu einem wahrhaft schwesterlichen Verhältnis zu bringen, zu einem einfach natürlichen Berkehr, wie mit Gleichgestellten. Auf beiden Seiten muß man noch dazu erzogen werden. Aber es lohnt gewiß der Mühe, wenn man sich bestrebt, die Schwierigkeiten zu überwinden. Eines Tages aber wird es doch gelingen, die Kluft wird überschritten, oder diese über-

haupt gar nicht mehr vorhanden sein.

Eine mir befreundete junge Dame aus den sogenannten gebildeten Ständen hatte sich einer durch hervorragende Herzens= und Geistes= gaben ausgezeichneten jungen Arbeiterin angeschlossen. Sie sahen sich oft, hatten gemeinsame Interessen, ein gemeinsames Ziel, denn sie waren beide Sozialistinnen und Christinnen. Meine Freundin fühlte sich ihrer Gefährtin sehr nahe, hatte aber das Empfinden, als ob diese, trot ihres Verträuens und ihrer rührenden Anhänglichkeit, sich dennoch ihr gegenüber stets ein wenig in der Defensive ver= hielt. Sie wollte sich Gewißheit verschaffen und sprach mit ihrer Gefährtin von den Schranken, die zwischen den verschiedenen Klassen bestehen. Sie sah, daß diese Schranken von der jungen Arbeiterin viel mehr empfunden wurden, als von ihr selbst, und sie betrübte sich darüber. Sie fragte sich, ob denn diese Schranken ewig bestehen würden, selbst zwischen zwei Menschen, die einander lieb hätten und die beide nur dienen wollten. Nach einigen Wochen gemeinsamer Arbeit erhielt sie zu ihrer großen Freude von ihrer Freundin einen Brief, in welchem diese ihr sagte, die Schranken seien gefallen und sie wisse nun, daß zwischen Menschen, die demselben Ideale zustrebten, keine Schranken von ewiger Dauer sein könnten.

Glücklich diejenigen, denen es vergönnt ist, eine so herrliche Erfahrung zu machen. An Ihnen allen liegt es, ebenfalls derartiges

zu erleben.

Ich glaube, daß solche persönlichen Erfahrungen, solche tatsäch= lichen Verwirklichungen von ein wenig Gerechtigkeit und Brüderlichkeit, eine weit größere Bedeutung haben, als es auf den ersten Blick erscheinen möchte. Es ist notwendig, daß unsere jetzige Generation im Kleinen tue, was dann die kommende Generation im Großen außführen wird.

Von dem Tage an, an dem die gebildeten Frauen, und ganz besonders die Familienmütter, jeder Arbeit, welcher Art sie auch sei, dieselbe Achtung bezeugen werden, wird dies gewiß auch bei ihren Kindern zur Selbstverständlichkeit geworden sein. Aufgabe der Mütter ist es, ihren Söhnen die Achtung vor der Frau einzuprägen, vor je der Frau, sowohl vor der Magd und der Wäscherin, als vor ihren eigenen Schwestern. Ich denke auch an Ihre Töchter, meine Damen. Wie wollte ich daß ihnen einige der Kämpfe, die unsere Generation zu bestehen hat, erspart blieben. Ich sage: unsere Generation,

aber denjenigen unserer jungen Mädchen, die jetzt zwischen 18 und 25 Jahren stehen, bleiben diese Kämpse ebenfalls nicht erspart. Wiesviele unter ihnen hätten gewünscht, von frühester Jugend auf, sich weniger bevorzugten Töchtern annähern zu dürsen, und wurden durch die Vorurteile ihrer Mütter davon abgehalten. Und so hat sich die Klust zwischen ihnen erweitert und die gegenseitigen Mißverständnisse sind durch das gegenseitige Sichnichtkennen immer größer geworden.

Bedenken wir es recht. Wir müssen unsere Töchter auf ihre zukünftigen Aufgaben vorbereiten. Gewaltig werden diese Aufgaben sein. Wer weiß, was uns morgen alles erwartet?

Viel Groll hat sich im Volk angehäuft. Groll und Haß für alle Privilegien. Dies ist Ihnen wohl noch nicht klar genug, meine Damen. Wäre es Ihnen ganz klar, so käme eine große Unruhe über Sie...

Und haben wir diesen Haß nicht schließlich wohl verdient? Sind wir nicht mitverantwortlich für das, was ihn herausbeschworen? Und wenn es unsere Kinder wären, die ernten müßten, was unsere Genezation gesät?...

Wir stehen am Vorabend großer Umwälzungen. Wird unsere Generation eine "Nacht vom 4. August" erleben, in welcher der Verzicht auf alle ihre Privilegien von Ihnen gefordert werden wird? Wer kann es wissen?

Wir müssen unsere Nachkommen auf ein einsaches, arbeitsreiches Leben vorbereiten; auch auf große Opfer müssen wir sie vorbereiten. Sollte für die Frauen unserer Bourgevisie die Opserstunde schlagen, so möchte ich sie slehentlich bitten, dieselbe mit ebensoviel Seelengröße zu bestehen, wie sie der französische Abel am 4. August bestand.

Jedenfalls kenne ich Männer und Frauen, die trotz ihrer Angst vor dem Unbekannten doch freudigen Herzens auf ihre Privilegien verzichten würden, um sich von den Gewissensbissen zu befreien, die sie darüber empfinden.

Diese sind die Armen am Geist, die Christus selig nennt und denen er das Reich Gottes verheißt. Sie sind diezenigen, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit und die Christus selig nennt, weil sie gesättigt werden sollen . . .

Möchten sie recht zahlreich sein unter den Frauen unserer Generation!

Hebersetz von M. Schmid.)